

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 605. Et tell jub, Mister Edithor — Es is kein Jub, daß mer kahle duht, awer Saafelie Leif is nit for alle Leut gesund. Früher, da hen ich jeden Obend heim hode müffe. Die Rids ware ins Bett un der Philipp, was mein Hosband is, der is bei den Wedesweiler getose. Sellemals sin ich noch jung gewese un hätt die Welt drum gewide, wenn ich als emal wo hin hätt gehn könne. Wenn ich awider so en Wunsch geäußert hen, dann hat der Phil immer gesagt: „Wo willst du hin gehn? Dies hier Kontrie is nit wie die alte Kontrie, wo mer große Wabts nemme kann un dann schließlich in e Willeisch komme duht, wo mer sich satt esse und brinke kann, milaus daß mer e Mohrgelst an sei Prappertie aufnemme muß. Hier, mit die verdolte Temperenzlab, muß mer sich schon scheniere for en Drink Wasser zu frage. Un in Saafelie thee gehn, dafor hen mer nit die Niehns un bifeds das, dent ich bist du auch grad ausgeleiert genua, wenn du deine ganze Arweit adeahn hast, spr Abends noch in Saafelie thee zu gehn. Mir besser mache so rubig weiter un bleibe für uns alleins, dann komme mer wenigstens nit in Riffischief.“ Well, wenn e Frau o Abrogments höre duht, dann is se stille un sagt naitings. Das hen ich for all die viele Jahre gedahn un ich sin so dazu geußt worde, daß ich gar nis annerschierd edspediet un an gar nis annerschierd gedent hen.

For e paar Jahre zurück hat das Ding off Rohrs geteichent. Ich sin mit e ganze Latt Viebels ednebetet geworde. Ich hen Inwiewichschen kriegt un hen auch verschiebene male selbst enterteht, un es is e ebaut sechs Monat her, daß ich, wenn ich dazu fühle deht, jede Nacht wo annerichter hin könnt gehn. In Ridd duht es gude, als ob sich alle Viebels darum streite dehte, mich bei ihre Pabries zu hen. Wische Ichne un mich hen ich das auch nit gern; mer gleich auch ganz gut, wenn mer emal heim stehn kann. Wenn ich den Philip so ebbes sage, dann sagt er, ich hätt lana genug das Leme aus ihm eraus gebahrt, bitahs ich wär nirgends wo hin getomme, jeht hätte ich was ich wollt un jeht deht ich auch tude. Well, er is ja nit so viel aus den Weg gemese, was das konzerne duht; es is die alte Stobrie, es duht nie nit reane, es duht gleich posche.

Die Missus Ghehtsmill, awer ihr Mann in die Zittieahl schaffe duht, un wo ich in die Bohling Allie mit ednebetet geworde sin, die hat mich zu e Aehsternuhn Tie inwiewit un dort hen ich noch e ganze Latt Lehdies gemiet, wauter in seine Zeit un mehrichtiebedels all in gute Rittumfenzes. Die Wedesweiler hat keine Inwiewichschen kriegt un sell hat mich gefreut; die muß auch nit bei alles ihre Nohs hen un die duht doch nur denke, wenn es nit for sie wär, dann könnt ich das ganze Jahr dabeim sibe. Well, mer hen Tie gehabt un Rudies un gana schmale Semwischlicher un die Lehdies hen all gesagt, es wär arig sein. Ich for mein Part hätt lieder e Glas Bier un e gutes Limburger Sämwisch gehabt, awer es wär lauter Jentie Lehdies un die sin noch nit in die Bildung un Kultur so weit probgreht. „Missus Suhremper“ hat die Missus Ghehtsmill gesagt — mache Se sich emal en Fersch, Mister Edithor, „Suhremper“ hat fe mein schöne Name pronaunzt — „könne Si e Piedro spiele?“ Ei schutt seh, hen ich gesagt, Piedro is meine lange Subt. So schnell wie en Hund gaunz, wie der Philipp sagt, wane drei vier Rahrdtehbels in den Ruhm un mer hen gestart Piedro zu spiele. Die Missus Ghehtsmill hat gebiet un se is auch mein Partner gewese. Se hat mich e Hand gewide, das war e Hand wie en Fuß, nids wie vier un sin un sechs Spatze. Da soll en Mensch ebbes bitte. Ich hen gesagt, ich lasse es zu mein Partner. Sie hat den lehte Witt gehabt un hat kein gebote. Kiep juhr Spehds, hat se gesagt. Spehds is e ganz gute Kard, espehelle, wenn mer e Hand voll hat. Der Trubel war nur, daß ich nit eine schwarze Kard gehalte hen un das Riefolt war, daß die Miß Ghehtsmill ihre nein nit gemacht hat. Mir sin nein zurück gange un die annere hen siwive zu ihren Kre-

dit kriegt. Die Missus Ghehtsmill hat gesagt, sie hätt gedent ich konnt Piedro spiele. Das is was ich kann, hen ich gesagt, awer ich muß auch die Kardz hen. „D, well, hat die Missus Ghehtsmill gesagt, wenn mer die Kardz hätt, dann is es ieszig zu spiele, wer gut spiele kann, der braucht nit die Riff voll Tromps zu gehn, for sein Partner zu helle.“ Ich kann Ichne sage, Mister Edithor, selle Riemarts hen mich geüert un wenn ich hätt sage könne, was ich auf mein Herz gehabt hen, dann hätt ich grad so gut mei Rohr un mein Gut nemme un Also sei sage könne, wenn se mich dazu noch Zeit gewide hätte.

Wie das Gehm wider gestart hat, da hen ich Ehs, Awien, Jäd, zehn Spatt un en Piedro in Deiments gehabt un ich hen zehn gebote. Ich hen den Tromp gemacht un hen mei Ehs ausgepiedt. Ich hen edspediet, daß en Piedro drappe deht. Das war awer nit der Aehs. Dann hen ich meine Awintie gepiedt un hen schur edspediet, daß mein Partner den Rintie hätt. Sie hat awer den Ring auch nit gehabt. Von die annere Seit is en Piedro gepiedt worde un schließlich auch noch der Ring un ich hen also meine zehn nit mache könne. Die Missus Ghehtsmill is vor Wuth ganz roth in ihr Fehs geworde un is vom Tehbhel aufgestanne un hat sich edschüht, daß se so e schredliche Geteht hätt, daß se nit weiter spiele könnt. Damit war die Partie fertig un ich hen gefühlt, als wenn ich en doppelte Raubmord an mei Konshienz hätt. Gheht mich mit den Saafelie thee Leif fort. Ich gleiche es am Beste in meine vier Wabls.

Mit allerhand Achtung Yours

Lizzie Hanfstengel.

Eine Zugkraft.



Er zieht und zieht und müht sich ab, Die Jalouise will nicht herab.



Das sieht mitfühlend ein Athlet; Der spricht: „Ich mach's!“ Und sich, es geht.



Rur wird bei diesem Kraftgenie Das ganze Haus zur Jalouise.

Veruchskaninchen.

Herr (zum Drogistenlehrling): „Warum stehst Du den hier in dem zugigen, kalten Thorweg und heulst, Poppel?“ Der Chef hat gesagt, ich muß mit einen Schnupfen anschaffen, damit er das neue Schnupfenmittel erproben kann, welches wir kriegt haben.“

Unbedacht.

Vater (zum Sohn, der wegen Diebstahls eingesperrt war): „Also die Hälfte der Strafe ist Dir geschenkt worden, weil Du Dich im Gefängnis so musterhaft geführt hast.“ (Stolz): „Siehst Du, Junge, das verdankst Du der guten Erziehung, die wir Dir haben angebeihen lassen!“

Der Welthandel und die Cheuerung.

In frühern Zeiten, wo die Verkehrsmitel noch mangelhaft waren, blieb jeder wesentl. auf den Ertrag der Scholle angewiesen, die er besaß und bebauete. War das Land reich und fruchtbar, so durfte er sich manchen Leckerbissen gönnen; war es arm und unwirksam, so mußte er sich mit dem Notwendigen begnügen. Die Speisefarte war außerdem stark an den Wechsel der Jahreszeiten geknüpft, und trat Mißwachs ein, so konnten ferne Gebiete, denen eine reichere Ernte beschieden war, nicht ausfallen, weil eben die Möglichkeit des Austausches fehlte.

Diese Verhältnisse haben sich nun vollständig geändert; wir pflegen einen weitverzweigten Welthandel, der ausgleichend wirkt oder doch wirken kann. Und es ist überaus interessant, sich die Mittel anzuschauen, mit denen er arbeitet, die Hemmnisse zu unteruchen, die ihm vielfach in den Weg gestellt werden, und zu fragen: was vermog er zu leisten? Gerade gegenwärtig ist diese Frage von hoher Bedeutung, wo wir über theuere Zeiten zu klagen haben. Kann uns der Welthandel Hilfe bringen?

Die Verwendung von Nahrungsmitteln, die uns hier in bezug auf den Welthandel ausschließlich beschäftigen soll, bietet offenbar ganz eigenartige Schwierigkeiten, die beispielsweise bei der Verschickung von Kohlen nicht vorhanden sind. Was wir genießen, ist nämlich zum großen Theil raschem Verderben ausgelegt, und es ist darum ganz klar, daß man z. B. zu Zeiten des Kolombus Europa nicht mit amerikanischen Lebensmitteln hätte versorgen können, selbst wenn diese dort in der Fülle vorhanden gewesen wären, wie es heute der Fall ist. Denn die Waare wäre unbedingt unterwegs verdorben.

Wenn wir aber heute im Versehen von Nahrungsmitteln so Großartiges zu leisten vermögen, so ist dies jedenfalls in erster Linie der Schnelligkeit zu verdanken, mit der sich unsere Schiffe und Eisenbahnjüge bewegen. Braucht man doch jezt nur ein paar Tage, um von New York einen kleinen Ausflug nach Hamburg zu unternehmen. Und selbst Australien, das so viele wichtige Ergebnisse auf den Weltmarkt wirft, ist uns durch die Verkürzung der Fahrzeiten fast nahe gerückt worden. Immer weiter wird das Netz der Eisenbahnen ausgebaut, und damit wächst die Mächtigkeit, einen kurzen und guten Weg über Land auszufinden. Ferner gibt es bei den Eisenbahnen verschiedene nützliche Einrichtungen, die den Transport empfindlicher Waaren besonders erleichtern. So werden unter Umständen Lebensmittel mit Schnellzügen befördert, was besonders bei Fischen wichtig ist. Oder es legen die Verwaltungen Güter-Schnellzüge ein, wenn es sich um regelmäßig wiederkehrende Transporte handelt. Die Einrichtung solcher Züge, die übrigens meist nachts verkehren, dürfte wenig bekannt sein. Es macht in der That einen recht eigenthümlichen Eindruck, wenn man eine Lokomotive vor 3 oder 4 Güterwagen gespannt sieht, die in unauswöhnlich flottem Tempo dahineilen. Die genannten Mittel arbeiten im allgemeinen auch recht billig.

Nun ist aber die vielgerühmte Schnelligkeit unserer Verkehrsmittel doch noch nicht groß genug, um alle Schwierigkeiten zu beseitigen. Die bösen Bazillen, denen der häßliche Verwesungsvorgang zu danken ist, würden doch oft genug Zeit finden, sich während der Reise unnußig zu machen — wenn es nicht besondere Mittel gäbe, um ihren verbrecherischen Treiben zu wehren. Man bedente z. B. wie ein Stück Fleisch von Australien in Europa antommen würde, nachdem es die Glut der heißen Zone passiert hat, wenn man es nur in einer gewöhnlichen Verpackung transportiert hätte. Es würde natürlich vollständig verderben sein. So mußte sich denn auch die Technik der Konservierung ausbilden, die dort hilft, wo es nicht möglich ist, den Transport rasch genug zu bewirken.

Hier hat nun die hochentwickelte Kälteindustrie viel dazu beizutragen, die Haltbarkeit der Waaren zu fördern. Bei niedrigen Temperaturen vermögen ja die Verwesungspilze ihre unheilvolle Thätigkeit nicht fortzusetzen, während in der Wärme der Zerfetzungsprozess oft rasch genug vor sich geht, wie jede Hausfrau weiß. Gerade bei Fleischtransporten, wie sie aus Australien und neuerdings auch vielfach aus Argentinien nach Europa kommen, hat die Kältechnik großzügige Aufgaben zu lösen. So gibt es Schiffe, die ihre eigenen Kälteanlagen an Bord führen, und das Fleisch kann dann in solchen Räumen aufbewahrt werden, als ob es sich auf dem Lande befände, wo für derartige Anlagen ja gefordert ist. Oder es werden die Fleischstücke am Abendeorte zu harten Stücken ausfrieren gelassen, die man dann — natürlich gut in Eis verpackt — verschifft. Fleisch wird soch ausgefrorenes Fleisch kaum mehr den Wohlgeschmack haben, den frische Waare hat.

Beim Transport von Obst und Gemüse kann man ein solches Kälteverfahren nicht wohl anwenden, wenn auch Versuche in dieser Richtung gemacht worden sind. Es ist ja bekannt, daß Obst verdirbt, wenn es ausfriert. Ein Apfel, der sich in einer Tempera-

tur unter dem Gefrierpunkt aufgehallen hat, schmeckt beinahe nachher nicht mehr recht, auch wenn man ihn in kaltes Wasser gelegt hat, das den Frost „herausziehen“ soll. Wohl aber kann man Obst dadurch konservieren, daß man es in kühlen Räumen aufbewahrt, deren Temperatur aber über dem Gefrierpunkt bleiben muß. Äpfel halten sich ja auch im Haus halt schlecht, wenn sie in zu warmen Räumen liegen. In Amerika hat man darum vielfach große Anlagen eingerichtet, bei denen die mit Obst — oder auch mit Gemüse — beladenen Wagen der Landwirtschaft vor der Verwendung in Räume gefahren werden, deren Temperatur durch Eismaschinen anemessen erniedrigt ist. Und auch in Südrankreich, im fruchtreichen Gebiet der Rhone, beginnt man jezt beratige Kälteanlagen zu prüfen.

Vor allem kommt es aber beim Obsttransport wohl auf eine gute Verpackung an. Hier kann schon ein Stückchen Seidenpapier, in das die Äpfel hine, die Zitrone oder der Apfel gefüllt ist, vorzügliche Dienste leisten. Belastet man einen schönen frischen Apfel, so hat man das Gefühl, als ob er mit einer dünnen Wachsschicht bekleidet wäre. Und thatsächlich hat er außen einen Panzer, der ihn gegen die Angriffe seiner zahllosen kleinen Feinde schützt. Ein ungeeigneter Griff und ein auch nur mäßiger Stoß genügen aber, um die Hülle zu zerstören. Und sofort haben die Schädlinge die schwache Stelle aufgespiert, um sich dort einzunisten. Ein Stückchen Seidenpapier schützt nun wohl die Hülle gegen allerhand Verletzungen, bei denen die Verwesung einsehen könnte, und außerdem wird unzweifelhaft selbst durch ein dünnes Blatt den Feinden der Zutritt erschwert.

So hat man auch eine ganze Anzahl anderer zweckmäßiger Verpackungsweisen gefunden, die geradezu typisch geworden sind. Weintrauben werden gern zwischen seine Kerkelchen gebettet; die Melone bekommt ein warmes Strohmantelchen; die Banane wird in Körben verpackt, deren luftige Seitenwände aus einzelnen Stäbchen bestehen — und so weiß man jezt frucht ein passendes Lager anzudeuten, wie ihre Empfindlichkeit es fordert.

Wo man schließlich der Waare eine derartige Haltbarkeit verleihen will, daß sie auch den längsten Transport verträgt, versendet man sie in Form von Konserven. So künden uns die Chinesen die Ananas in wohlbelöckten Büchsen; eingemachten Ingwer tauen wir in baugehalten Strohmantelchen; Gefäße; englische Jams sind als Fruchtarmelade in jedem besseren Delikatengeschäft zu kaufen, und aus Italien bezieht Deutschland eine Fülle von Eiern, die zum Theil mit Kalk konservirt sind.

Nun kann sich aber der Weltverkehr durchaus nicht immer so entfalten, wie es seinen Mitteln nach an sich möglich wäre. Denn fast überall greift die Sozialpolitik ein, die durch Zölle oder gar Einfuhrverbote die Bewegung der Güter hemmt, wo ihre Annahme unwillkommen ist. Es soll hier gewiß nicht Politik getrieben werden. Es sei vielmehr auf diese Verhältnisse nur allgemein und sachlich hingewiesen. Jedenfalls haben derartige Einschränkungen oft ihre tiefe Berechtigung. Es erscheint ja ganz verständlich, wenn sich ein Land nicht alles schicken läßt, woran das Ausland etwas verdienen möchte. Es gilt doch, auf die heimische Erzeugung Rücksicht zu nehmen und sie nicht dadurch zu schädigen, daß man billige Güter herbeiführt, mit denen der Einheimische nicht mehr den Wettbewerb aushalten kann. Und erzeugt ein Land beispielsweise genügend Kartoffeln, so hat es keinen Zweck, Geld für fremde Kartoffeln ins Ausland zu schicken, solange wenigstens, als im Inland die Preise nicht durch Spekulation ungebührlich in die Höhe gedrückt sind. So erklärt es sich denn, daß Länder mit einigermaßen ausgebildeter Landwirtschaft die Einfuhr von Futtermitteln, Vieh, Fleisch und Gemüse vielfach erschweren oder hindern.

Dazu kommt noch die Erwägung, daß die eingeführten Nahrungsmittel schädlich sein könnten, wenn in den betreffenden Ländern nur auf geringe Sorgfalt in sanitärer Beziehung geachtet werden darf. Ein sehr beachtendes Beispiel in diesem Sinne ist das noch vor wenig Jahren in Deutschland viel getaufte Corned-beef. Es ist ganz klar, daß seine Einfuhr gegenwärtig verboten sein muß. Man bedente nur Folgendes. Welch sorgfältigen Untersuchungen müssen die deutschen Fleischer ihre Waare unterwerfen, ehe sie verkauft werden darf! Und was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Dürften nun jene Fleischkonserven eingeführt werden, die doch erst vom Käufer aus ihren Blechhüllen gelöst werden, so wäre den Amerikanern damit die Erlaubnis gegeben, den Deutschen Fleisch ohne eine Kontrolle zu liefern, die erfahrungsgemäß gewiß nicht unnützig ist. In Deutschland ist überhaupt die Fleischzufuhr ziemlich erschwert. Von der Einfuhr fremden Viehes fürchtet man vielleich die Einschleppung von Krankheitskeimen und gegen das Gefrierfleisch herrscht ebenfalls Mißtrauen. So ist denn die Bewegung jener Güter nicht eine verkehrstechnische Angelegenheit allein, und es fragt sich, was der Welthandel

bei so viel Einschränkung noch zu leisten vermog?

Wir irren wohl nicht, wenn wir behaupten, daß der Welthandel vor allem — wir wollen an Deutschland denken — im Dienste eines gewissen Luxus thätig geworden ist. Es soll dies nicht angegriffen werden. Seit den siebziger Jahren des verfloffenen Jahrhunderts hat sich der Wohlstand Deutschlands erheblich gesteigert, und demgemäß hat sich die Lebenshaltung allenthalben gehoben. Das findet seinen Ausdruck gerade auch in der Ernährung. Und so lassen sich die Deutschen durch den Welthandel: allerhand schöne Dinge schicken, die früher entweder unbekannt oder doch allzu theuer waren. Bedeutete nicht die heut so billige Apfelsine noch vor 30 Jahren eine Frucht, deren Genuß sich in kleinbürgerlichen Verhältnissen nur ausnahmsweise gestattete? Und was für fremdartige Früchte kommen heute in der Großstadt auf den Markt! Wer konnte zu unserer Kinderzeit Auberginen, Artichoden, grüne Mandeln, frische Feigen, Pimento, und was der Gemüße mehr sind, mit denen ein heutiges Delikatengeschäft die Käufer lockt? Es ist auch eine förmliche Verdrängung der Jahreszeiten eingetreten, indem uns im Winter geboten wird, was uns sonst nur der Sommer brachte. Frische Pfäumen tauft man wohl im Frühjahr, und jungen Wein genießen wir nicht nur „um die Zeit, um die Zeit da man Traubeln schneidet“.

Der Pelz und seine Geschichte.

Allerbüßlich werden fabelhafte Summen für modernes Rauchwerk gezupft, die Damen jener Kreise, deren Reichtum die Ausgaben jenseits von „Wägen und Rechnen“ stellt und denen die Höhe der Summe ein nebensächlicher Faktor ist, umhüllen ihre Schultern oft mit Pelzen, die ein Vermögen repräsentieren, da sie nur unter den feinsten, makellosen Fellen weniger Thierarten ihre Auswahl treffen. Aber auch die weniger mit Glücksgütern gesegneten Frauen lieben Pelzstücke zu bescheidenen Preisen, während die „Bescheidenen“ sich mit Hasen, Kaninchen und andern wohlfeilen Rauchwerk zufrieden geben müssen.

Seit alters her haben die Frauen Wechsellagen an kostlichen Pelzen, deren Besitz, gleich werthvollem Schmuck und alten Epiten, sie mit Stolz erfüllt. Doch auch das männliche Geschlecht trug von jeher Felle und verschmäht auch heutzutage den Pelz keineswegs.

Das Fell der erlegten Thiere war das erste Kleid, mit dem der Mensch der Verzei seine frierenden Glieder umhüllte. Er trug es in seiner Urform, wie Hercules das Fell des Löwen, wie die Schultern hängend. Ein Naturfell war es auch, durch dessen Rauheit Jakob seinen künden Vater taufte, Haqar, Grifeltis, Baloeva und andre Versteirer waren mit Fellen bekleidet.

Als aber die Kunst der Fellbearbeitung bekannt wurde, verschwand die naturstümmliche Fellbedeckung aus der Geschichte der Völker und bald gehörten Pelze zu den Geschenken, die Fürsten einander überreichen ließen und durch welche besonders hohe Frauen geehrt wurden.

In den alten Büchern des Sanskrit wird erzählt, daß der indische König Yudeha seiner Tochter Sitah köstliche Pelze zum Geschenke sandte, und unter den reichen Gaben, welche eine byzantinische Gesandtschaft der Schwäerin Attilas, der Gemahlin seines Halbbruders und Mitregenten Wleda, darbrachte, werden vor allem rothe Felle geöhnt.

Schon den alten Israeliten mag die Fellbearbeitung nicht fremd gemeten sein, denn die Bibel erzählt von dem regendichten Dachfell, mit dem die Zirkelkiste bedekt war, auch Dedu von röstlichen Widderfellen erwähnt das Buch der Richter des öfteren. Die alten Germanen waren, wie Winius und Sitabo erzählen, frühest in der Kunst der Gerberei und Kürschnerlei bewandert und verhanden das Stiden und Pelzen der Pelze. Zu Heros Zeiten kamen die ersten Pelze aus den Wäldern Deutschlands nach Rom, im dritten Jahrhundert waren die Kenschierfeller der germanischen Kürschner bereits die fashionable Wintertracht der römischen Patrizierinnen. Ja, auch auf diesem Gebiete nahm der Luxus so überhand, daß Kaiser Honorius veranlaßt war ein Verbot zu erlassen, welches das Tragen der reichgezierter fremden Pelztrachten bei schwerer Strafe verbot. Auf kostbares Rauchwerk hatten die Gesehder und Konzelebrer von da an stets ihr wachsammes Auge, ihr Lorange, gerichtet.

Ein schön gearbeiteter Pelz läßt die Frau noch reizvoller erscheinen und weiches Fell um Hals und Aden gelet, bildet ein köstliches Nest für ihr Antlitz, daher waren Pelzegewänder immer hochgeschätzt und beliebt. So trug Nelde einen Pelz von braunem Sammt, der mit Hermelin gefüttert un mit Zobel befestigt war, als sie von ihrer Mutter dem König Marke zugeführt wurde. Von jeher galt das Hermelin als das Ideal aller Pelze. Den schärfsten Gegenatz zu dem weichen Hermelin bildet der schwarzbraune Zobel, und man verband schon in alter Zeit die beiden aristokratischen Pelze, um die Pracht des einen durch den andern noch zu erhöhen.

Als die Bärenjagden in den deutschen Gauen nach an der Tagesordnung waren, war auch der Pelz von Meißer Pelz viel im Gebrauche. Die Ritter trugen Bärentragen am Mantel, hauptsächlich aber wurde sein Fell zu Lagerbetten verwendet, und die Bärenart „auf der Bärenhaut liegen“, stammt von den deutschen Jaulenjens des Mittelalters.

Am Hofe Kaiser Karl des Großen herrschte große Leppigkeit in Rauchwerk unter den Höfingen, die sich in seidene, mit Zobel, Feh, Marber, Oter, Jltis und andern Pelzen befestigte und gefütterte Gewänder kleideten. Kaiser Karl selber legte für gewöhnlich nur ein Otternfell um Schultern und Brust, er meinte, daß dies genugsam schüte und daher für Männer hinreichend, denn der Mann soll sich ebensovienig mit Mausefellen als mit seidnen Lappen beladen.“ Die Prinzessinnen hingegen trugen Manteltragen aus Hermelin mit Edelsteinen besetzt. Bei den Ritterfrauen waren vor allem Mofaifarbeiten aus Fell und Vogelfederbesätze beliebt; ehe die Felle überzogen wurden, bestidte man sie förmlich mit Federn.

Der Norden liefert das beste Rauchwerk. Den köstlichen Naturdöllern ist der Pelz Lebensbedingung und Quelle alles Reichthums. Die erbeuteten Zobel, Hermelin, Nerz, Blau- und Silberfuchsfelle sind das Geld, womit sie noch heut öfters Steuern und Tribute bezahlen, andre kostbare Produkte einführen.

Der Pelz in seiner Veredlung als Kleidungsstück, von jenen Zeiten an, da der Germane das erste, mit einem Dorn zusammengehaltene Fuchss-, Wolfss- oder Bärenfell mantelartig über die Schulter hängen ließ der Lapre den ersten Kasten an die bebenden Glieder zog, bis zu den prächtigen Schöpfungen moderner Pelzkonfektion, umfaßt die ganze Kulturgeschichte mit ihren Entdeckungen und Erfindungen, mit der Entwicklung des Geschmades und Schönheitsfinnes.

Auch berühmte Künstler haben den Pelz verberlicht, besonders die Meister der niederländischen und altitalienischen Schule brachten ihr nicht selten auf ihren Gemälden zur Darstellung und jene alten Bilder vermögen der Pelzmode wieder und nieder neue Ideen zu geben.

Die Pferdetränke.

Wer in England längere Zeit die großen Wetrennen und die Springtourtrennen regelmäßig besucht, wird stets bei diesen Sportveranstaltungen eine junge Dame bemerken, die durch ihre Kleidung auffällt. Sie trägt ein vollkommenes Kaufstüchlein und darüber einen fast bis zu den Füßen hinabreichenden weiten Kaufstüchtmantel, und stets beobachtet sie mit dem lebhafteften Interesse alle Vorgänge auf dem grünen Rasen. Dabei interessiert sie sich im Grunde gar nicht für Sport; erst wenn die Pferde auf ein Hinderniß zu galoppieren oder eines der Thiere fürzt, kommt sie in die stumme Beobachterin, sie springt in einen kleinen, zweirädrigen Wagen, der stets angelehrt in ihrer Nachbarschaft steht; und steuert dann in scharfem Trab auf die Unglücksfälle zu. Die junge Dame, die schon oft die Neugierde der Laien im Rennsport erweckt hat, ist Miß Mary Payne, die wohl den eigentümlichsten Beruf ausübt, den je eine Frau für sich erwählt hat. Sie ist nämlich die Pferdetränke in England, und ihr Beruf ist es, den beiden Rennen verunglückten Pferden einen kurzen, möglichst schmerzlosen Tod zu verschaffen. Keine sorgsame Kennleitung verbumt es, die erfahrene junge Dame zu jeder Veranstaltung einzuladen und sie erhält für ihre Anwesenheit jedesmal 5 Dollars Honorar. Ergiebt sich ein Unglücksfall, so fällt sie dasübrteil über das Pferd, in langjähriger Erfahrung hat sie sich eine verblüffende Siderheit der Diagnose angeeignet, ihr Urtheil gilt als unantastbar, und in allen englischen Hippodromen schätzt man die tapfere Dame als eine Autorität, von der jeder Thierarzt lernen könnte. Ist das Pferd nach ihrem Urtheil verloren, so bezieht sie die Leiden des Thieres durch einen kurzen Meißelschlag, der sofort den Tod herbeiführt. Für jede besondere Hilfeleistung erhält sie wiederum ein besonderes Honorar von fünf Dollars. Miß Mary Payne ist seit Jahren eine temperamentvolle Vorkämpferin der Thierfahrgewegung in England, und ihre Wirken auf den Rennplätzen und in den Reithäfen hat schon manchem Pferde einen langwierigen und schmerzvollen Todeskampf erspart. Bei der großen Verbreitung des Reitsportes in England verfügt Miß Payne über ein recht gutes Einkommen, um das mancher arbeitende Mann die Dame beneiden könnte.

Die Chicagoer Fleischbarone behaupten, daß sie an einem Ochsen nur einen Dollar Profit machen. Warum fräuben sie sich dann das Geschäft aufzugeben?

General News nimmt die ganze Verantwortung für die Revolution in Mexiko auf sich; wenn es noch etwas anderes zu nehmen gegeben hätte, so hätte er sich wahrscheinlich nicht in Gefangenschaft gegeben.

Ein paar trunne Nests hat jeder Baum.